



**Michel Layaz**  
**LOUIS**  
**CHEVROLET**

**Roman übersetzt  
von Yla M. von Dach  
verlag die brotsuppe**

Michel Layaz  
LOUIS CHEVROLET

verlag die brotsuppe





Michel Layaz

**LOUIS  
CHEVROLET**

Roman,  
aus dem Französischen  
von Yla M. von Dach

verlag die brotsuppe



# 1

## Der Vanderbilt Cup

Che-vro-let ! Che-vro-let !

Diese drei Silben spricht ein Amerikaner genauso genüsslich aus wie er ein *C'est la vie*, *Femme fatale*, *Chardonnay* in eine Konversation einfließen lässt. Im Herbst 1905 ist der Name Chevrolet unter den Liebhabern des Autorennsports kein unbekannter mehr. Bei weitem nicht. Am 20. Mai desselben Jahres, in der Bronx, in Wind und Staub, hat Louis bereits einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Er brillierte im New Yorker Morris Park auf einer zu diesem Anlass in eine Motorsport-Rennstrecke umgewandelten Pferderennbahn. Es war sein erstes Rennen. Die Manager von Fiat beglückwünschen sich zu ihrem neuen Fahrer. Er hat den Meilen-Rekord des legendären Barney Oldfield gebrochen. Man will wissen, woher dieser Chevrolet kommt, dieser große, aus einem Jurafelsen gehauene Kerl, der die Rennstrecke mit fast 110 Stundenkilometern zurückgelegt hat.

Die Journalisten bedrängen den Mann mit mehr oder weniger einfältigen Fragen: Seine Herkunft? Zivilstand?

Ausbildung? Lieblingsgericht? Seine Stärken? Seine Meinung zu Amerika? Seine Pläne? Sein Schnurrbart? Louis fragt sich, ob der ganze Rummel nicht übertrieben sei. Er ist es. Louis zeigt sich bescheiden, beißt auf den Lippen herum, relativiert. Halten wir den Ball flach! Das war bloß ein Rennen. Er hat Recht. Siege und gebrochene Rekorde wird es weitere geben.

In den folgenden Monaten bestreitet Chevrolet nacheinander achtundzwanzig Rennen – darunter ein paar ganz kurze – und landet dreizehn Mal auf Platz eins, stiehlt dem kühnen Barney Oldfield die Schau und macht seinen Namen und seinen Stil im ganzen Land bekannt. Das Publikum und die Presse schwelgen. Zwar verbindet Louis die feine Hand des Virtuosen mit der Rage des Vabanquespielers, doch was man vor allem im Gedächtnis behält, ist sein Hang zum Draufgängertum. *The daredevil Frenchman* ist der Spitzname, den man ihm verpasst.

Suzanne, seine junge Ehefrau, hat sich damit abgefunden, mit der Angst zu leben, dass ihr Mann sich die Knochen bricht. Wenn Louis von zuhause weggeht, um ein Rennen zu bestreiten, zupft sie ihn, nachdem sie sich auf die Fußspitzen gestellt und ihn geküsst hat, an beiden Schnurrbartenden: Sei vorsichtig, Louis, schwöre es mir. Louis schwört.

Wenn es sich machen lässt, tut man besser daran, gewisse Unfälle totzuschweigen. Anfang Juli 1905, drei

Wochen vor ihrer Hochzeit, hätte nicht viel gefehlt, und Louis wäre in Einzelteilen zur Zeremonie erschienen. Denken wir nicht mehr daran, beruhigt er sich. Ziemlich unsorgfältig legt er die letzten Zeitungsartikel ad acta. Seinen Namen hier gedruckt zu sehen, in Amerika, ist keineswegs unangenehm. Es weckt in Louis einen vagen Stolz, doch wenn man ihm mit Heldenhaftigkeit kommt, stellt er sich quer: Wenn ich geschafft habe, was ich geschafft habe, dann, weil ich es schaffen konnte. Besser könnte man es nicht sagen.

Nachdem die Hochzeitsnacht vollzogen, der Honeymoon hinter sich gebracht ist, hat Louis kein Sitzleder mehr. Was ihn umtreibt, trägt den Namen *Vanderbilt Cup*. Suzanne bringt ihm eine hausgemachte Crèmeschnitte mit einem perfekten Zuckerguss. Die mag er fürs Leben gern. Er hat nicht vergessen, dass die erste Ausgabe dieses Cups vor mehr als fünfzigtausend Zuschauern stattfand. Es ist nicht unbedingt nachvollziehbar, doch der Genuss des luftigen Gebäcks entspannt ihn. Dank der Hartnäckigkeit und dem kolossalen Reichtum des jungen William Kissam Vanderbilt II hat sich dieses Autorennen auf öffentlichen Straßen durchgesetzt. Den Bewohnern von Long Island war das ganze bevorstehende Tamtam, das die Ruhe ihrer Insel störte, alles andere als willkommen. Louis ist Vanderbilt bereits einmal begegnet. Der Mann hat ein schnittiges Gesicht, düstere Züge, im Blick die



kaum wahrnehmbare aristokratische Desillusionierung dessen, der bereit ist, für einen neuen Nervenkitzel sein Vermögen hinzugeben. Es gibt kein namhaftes Autorennen auf amerikanischem Boden, hat er erklärt, und ich, William Kissam, werde da Abhilfe schaffen.

Für diese zweite Ausgabe wird die Crème de la Crème der Rennfahrer mit dabei sein. Suzanne hört, wie Louis im Schlaf eine Reihe von Namen vor sich hinmurmelt. Ein Ritornell. Neunzehn insgesamt. Sie kennt sie auswendig. Da ist jener des eleganten Vincenzo Lancia, und jener des heißblütigen Victor Hémery.

Ein paar Tage vor dem 14. Oktober können die Rennfahrer die Strecke in den ersten Morgenstunden testen.

Es ist praktisch, in Brooklyn zu wohnen. Louis fährt mit dem Fahrrad hin. Bei Tagesanbruch trifft er sich mit Henri, seinem Mechaniker, einem jungen Schweizer, der sich von Früchten und Gemüse ernährt. Beim Rennen ist der Mechaniker ein unentbehrlicher Sekundant. Er weist auf die Gefahren hin, dient als Rückspiegel und hilft natürlich bei der Reparatur, wenn etwas schiefgeht. Wegen des Nebels dringt das Tageslicht nur mühsam durch. Henri schlägt vor, sich noch etwas zu gedulden, um des Seelenfriedens willen. Ein weiser Vorschlag. Louis hat taube Ohren. Er will nur eins: so schnell wie möglich wissen, welche Geschwindigkeit sein Fiat erreichen kann. Die beiden Männer überprüfen die Reifen,

die Zylinder, das Öl, rücken Mütze und Brille zurecht und setzen sich in den Wagen.

Auf zwei, drei Kilometern, zum Warmfahren, bleibt Louis vorsichtig. Der Nebel ist dichter geworden, doch der Drang, den *Fiat* bis zum Äußersten zu treiben, ist zu stark. In Tat und Wahrheit sieht Louis fast nichts, er ahnt gerade knapp, dass er im Augenblick die lange, gerade Endstrecke gleich unter dem Dorf Lakeville befährt. Der Schotterboden macht das Ganze nicht einfacher. Was soll's, er drückt aufs Gas. Ein feuchter Wind peitscht die Gesichter, macht die Finger klamm. Louis pfeift drauf. Henri klammert sich fest und fragt sich vielleicht, ob es schon einen Schutzheiligen für Rennautos gebe. Es sieht nicht so aus. Er bewundert zwar Chevrolet, doch in diesem Moment gäbe er viel darum, woanders zu sein. Nach der geraden Strecke kommt eine sehr enge Kurve. Louis schätzt die Distanz falsch ein und nimmt sie zu schnell. Ein Hinterrad gerät ins Schleudern. Im Handumdrehen prallt der Wagen in einen nagelneuen Telefonmast. Die beiden Insassen werden hinausgeschleudert und fliegen in hohem Bogen durch die Luft. Louis hat keinen Kratzer. Eine Art Wunder. Henri, über und über zerschnitten und zerquetscht, mehrere gebrochene Rippen, blutiger Mund, wird ins Krankenhaus gebracht. Weiterhin Chevrolets Mechaniker zu bleiben, darauf spricht man ihn besser nicht mehr an. Was den *Fiat* betrifft: Es ist eine Katastrophe.

Auf gewisse Arten von Ruhm könnte man verzichten. Die *New York Tribune* bringt am nächsten Tag ein dreispaltiges Foto auf ihrer Titelseite. Louis, der einen dicken Wettermantel trägt, sitzt in dem, was von seinem Auto übrig ist, die rechte Hand auf das riesige Lenkrad gestützt. Die Räder sind weggerissen, die Achse gebrochen, die Karosserie in Scherben und der Motor eingedrückt. Louis blickt finster. Er ist wütend. Auf sich. Auf alles. Es ist alles meine Schuld. Was bin ich doch für ein Idiot! Niemand wird ihm widersprechen. Er hat nur einen Wunsch, einen einzigen: diesen Fehler auszumerzen, sich zu revanchieren. *Never give up*, das macht er zu seiner Devise. Warum nicht. Bloß müsste man ein Auto haben, um ihr nachzuleben.

Im Schlafzimmer herrscht eine leicht angespannte Atmosphäre. Suzanne schaut weg. Sie seufzt, fragt sich vielleicht, ob die Heirat mit einem Rechtsanwalt oder einem Geschäftsmann nicht kommoder gewesen wäre. Louis gießt Öl auf die Wogen, spricht von seinem guten Stern, dann wieder von seinem Schutzengel. Er rückt näher an seine Frau heran, nimmt sie in die Arme und schwört, sich künftig besser im Griff zu halten. Wenn die Liebe neu zu erfinden ist, dann hat das Ehepaar Chevrolet kaum Zeit daran zu denken: Der Tag des Rennens naht. Louis stampft auf den Boden, dreht sich im Kreis. Sollte er ausscheiden, ohne seine Chance wahrgenommen zu haben, er risse sich den Schnurrbart aus.

Und da, einfach so, ohne Gegenleistung, für die Schönheit der Geste und aus Liebe zum Rennsport, schlägt ein vom Mond gefallener reicher Bewunderer Louis vor, mit seinem eigenen *Fiat* zu fahren. Um ein Haar hätte Chevrolet den Mann erstickt, als er ihn umarmt. Und was soll's, wenn der Wagen nicht gerade viel Leistung hat, er wird sich damit arrangieren.

Im Laufe der Jahrhunderte wechseln die Zirkusspiele das Kostüm, Menschenauflauf bleibt Menschenauflauf. An den gefährlichsten Stellen, in den Kehren und Haarnadelkurven, sammelt sich die Menge. Der live erlebte Tod möbelt einen eintönigen Alltag auf. Streckenposten brüllen, *car coming! car coming!* Von den hunderttausend entlang der fünfzig Kilometer langen Rennstrecke verteilten Zuschauern weigern sich bloß die Tollkühnsten zurückzuweichen. Auf der Ehrentribüne zuckt die schöne Schwester Vanderbilts, die zarte und noble Consuelo, Herzogin von Marlborough, auf ihrem Sitz zusammen. Sie beklagt sich nicht über den Lärm, nicht über den mangelnden Komfort. Die junge Frau wundert sich, dass sie diesen röhrenden Boliden und diesen Männern, deren Verwegenheit und Männlichkeit sie in Wallung versetzen, so viel Interesse entgegenbringt. Consuelo liebt die Kunst und die Mode, die Oper und die Poesie, sie hat keine Ahnung von Autorennen, von Mechanik, von Wettkampf, aber sie spürt, dass die Rennfahrer die unerschrockenen Protagonisten eines modernen Heldenepos

sind. Über alles bewundert sie diesen Vincenzo Lancia. Mit seinem *Fiat* hat der schöne Italiener im Rennen die Führung übernommen. Er fährt wunderbar, vermeidet mit viel Klasse sogar das Schlimmste, als sein Wagen sich in einer Kurve einseitig anhebt. Die Menge applaudiert. Hinter ihm ist ein heftiger Kampf im Gang. Chevrolet muss jedes Risiko eingehen, wenn er brillieren, wenn er besser sein will als die Besten, denn seinem Wagen fehlt es an Beschleunigung. Louis hat verschiedene Gegner überholt und besetzt bereits den vierten Platz. Er schert sich nicht um die Staubböen, die ausgetrocknete Kehle. Seine Augen schmerzen. Eine scharfe Klinge durchschneidet ihm den Nacken. Er wischt sich die heißen Schweißstränen ab, die ihm über die Wangen laufen und spuckt braunen Schleim. Die verhängnisvolle Kurve von Hyde Park, wo er seinen Mechaniker ins Krankenhaus spediert hat, fährt er, ohne zu zögern, sehr eng an, da, wo der Boden höckerig ist, und prescht dabei haarscharf an den Zuschauern vorbei. Der Fahrer vor ihm hält durch, widersteht und gewinnt auf den Geraden wieder etwas Abstand. Chevrolet gibt sich nicht geschlagen. Würde er Dritter, wäre das eine Glanzleistung.

Lancia liegt immer noch in Führung. Consuelo hat ihn zu ihrem Favoriten erkoren. Die Schöne erschauert, als sie merkt, dass, nicht sehr weit von Lancia entfernt, ein gewisser Victor Hémery, genannt *The Surly One*, langsam aufholt. Er ist ein verbissener, wenig umgäng-

licher Mensch, der seinen *Darracq* und die Vertreter des *Darracq*-Stalls an den Rand des Nervenzusammenbruchs bringt. Chevrolet, der in den Kurven so wenig wie möglich auf die Bremse tritt, nähert sich erneut seinem direkten Widersacher. Als er in der siebten Runde die S-Kurve unmittelbar neben dem Dorf Albertson erreicht, drosselt er ohne ein Quentchen Angst nur widerwillig das Tempo. Eisern entschlossen, noch einen Rang aufzuholen, fährt er mit über 130 km/h in die Doppelkurve. Das ist sehr gewagt. Unsinnig sogar. Doch wer kennt den Sinn unseres Tuns? Louis reißt das Steuer so brutal herum, dass das gesamte Gewicht des Wagens auf das linke Vorderrad zu liegen kommt. Die Radnabe gibt nach, beim Aufprall auf den Boden bricht die Achse. Chevrolet schafft es gerade noch, kontrolliert die Rennbahn zu verlassen. Eine Galerie erschreckter Gesichter rast im Zeitraffer an ihm vorbei. Zwar fährt er niemanden an, doch er hat wieder einmal einen dieser verfluchten Telegrafmasten vor sich. Blitzschnell, mit quasi göttlicher Grazie, weicht Chevrolet dem Mast aus und torpediert den Tod. Hut ab. Alles steht still. Rasend wie ein Tier wirft Chevrolet die Arme gen Himmel und flucht wie ein sternhagelvoller französischer Holzfäller. Unter dem verstörten Blick seines neuen Mechanikers beruhigt er sich und merkt endlich, wie viel Glück er hatte: drei Kratzer und zwei Schnittwunden.